

Volker Weidermann

**DICHTER
treffen**

Begegnungen mit Autoren

**Kiepenheuer
& Witsch**



Verlag Kiepenheuer & Witsch, FSC® N001512

1. Auflage 2016

© 2016, Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln
Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf
in irgendeiner Form (durch Fotografie, Mikrofilm
oder ein anderes Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung
des Verlages reproduziert oder unter Verwendung
elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt
oder verbreitet werden.

Umschlaggestaltung: Rudolf Linn, Köln
Gesetzt aus der Albertina und der DIN Engelschrift
Satz: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck
ISBN 978-3-462-04896-4

Vorwort

Ich weiß nicht mehr, war sein Faxgerät kaputt oder waren seine Augen so schlecht, dass er meinen Text nicht entziffern konnte, jedenfalls musste ich Johannes Mario Simmel den Text, den ich über meinen Besuch bei ihm geschrieben hatte, am Telefon vorlesen. Das war dann kein Vergnügen.

Klar, so etwas macht man natürlich normalerweise nicht. Journalistenregel. Porträts werden den Porträtierten vor Veröffentlichung selbstverständlich nicht vorgelegt. Einigen wankelmütigen Porträtierten gestattet man, ihre wörtlichen Zitate, die man im Text verwenden möchte, vor Veröffentlichung anzusehen und abzusegnen. Mehr aber auch nicht. Der Text ist mein Text, auf den hat der Dichter keinen Einfluss mehr. Er hat ja während meines Besuches Zeit, sich im besten Licht, also: originell und schlagfertig und böseartig und liebevoll und unberechenbar und großenwahnsinnig und genial, zu zeigen.

Bei Simmel war es anders. Simmel war alt, einsam, weltabgewandt, krank, misstrauisch, sein Ruhm lag schon viele, viele Jahre hinter ihm. Er wollte niemanden treffen, schon gar keinen Reporter und ganz und gar keinen, den er nicht mal kannte. Ich rief immer mal wieder an. Er klagte, seufzte, beschwerte sich über seine Einsamkeit und die Vergesslichkeit der Welt. Ich sagte: »Das können wir ändern.« Er sagte: »Nein, das lassen wir schön bleiben.« Ich wollte aber unbedingt wissen, wer das war, der Millionen Lesern in den Sechziger- und Siebzigerjahren ihre Alpträume und Träume erfunden hatte, der mithilfe seiner Romane die Welt verändern wollte, der mittels Kolportage und Massenerfolg den sicheren Weltuntergang irgendwie noch abwenden wollte. Und dabei reich

werden in Monte Carlo. Um dann irgendwann nicht mehr zu schreiben.

Eines Tages hat er zugesagt. »Gut«, hat er gesagt, »kommen Sie.« Unter einer Bedingung: »Ich will den Text vorher lesen, den Sie da über mich schreiben.« Also gut.

Und jetzt saß ich also am Telefon, Simmel hörte nicht sehr gut und ich schrie beinahe meinen Text in den Hörer. Er fragte immer wieder nach, ich wusste nicht, ob aus Fassungslosigkeit oder Ohrenschwäche, irgendwann sagte er: »Hören Sie auf! Um Himmels willen, hören Sie auf!« Ich fragte, was los sei, ich sei doch längst noch nicht fertig, die besten Stellen kämen doch erst noch. Er sagte nur, mit kleiner Stimme: »Sie haben mich als Leiche gezeichnet.«

10

Was für ein grauvoller Moment. Was soll man da sagen? Stimmt doch gar nicht? Machen Sie keine Witze, Herr Simmel? Hören Sie vielleicht schlecht? Ich habe Sie doch famos lebendig beschrieben? Das Schlimmste war, dass ich wusste, dass er recht hatte. Beziehungsweise: Ich hatte es vorher nicht wirklich gewusst, aber jetzt, als er es sagte, war mir klar, dass es stimmte. Es war der überwältigende Eindruck meines Besuchs bei ihm gewesen, aber beim Schreiben hatte ich mir, so dachte ich, alle erdenkliche Mühe gegeben, diesen Eindruck zu verwischen. Die Todesnähe, das Grauen dieses einsamen Hauses mit den Engeln von Chagall an den Wänden, all das nur ganz vorsichtig anzudeuten. Ich wusste ja, dass er es lesen würde, vorher, nachher, das war ja egal.

Und jetzt also seine leise, erschütterte Stimme am Telefon. Es gab nicht mehr viel zu sagen. – Ob ich noch weiterlesen sollte? – »Nein, bitte lassen Sie es«. – Okay. Wegwerfen, den Text? – Nein. Es sei grauvoll. Aber ich könne das drucken, es sei ihm egal. Aufgelegt. Schluss.

Wir haben den Text dann im Feuilleton der »Frankfurter Allgemeinen Sonntagszeitung« veröffentlicht. Aufmacher, Riesenbild, Simmel am Tisch in seinem Reich. Am Montag darauf rief er an. Laute Stimme, glücklich, fast euphorisch. Das

Echo sei ganz unglaublich, ich könne mir das gar nicht vorstellen, gestern habe den ganzen Tag sein Telefon geklingelt, heute auch noch. Iris Berben habe ihm einen Riesenstrauß Rosen geschickt, sein Verleger habe ihn angerufen und gesagt, er werde die Zeitungsseite rahmen und über seinen Schreibtisch hängen und so weiter. Er, Simmel, danke mir sehr herzlich, und er wolle sich entschuldigen wegen seiner Missmutigkeit neulich am Telefon, ich müsse das verstehen, seine Einsamkeit, wenig Kontakt zur Außenwelt, und dann plötzlich sich so beschreiben zu sehen, irgendwie nackt vor der Welt. Es tue ihm leid. Na ja, ich war erleichtert natürlich, kam aber auch nicht umhin, die Anrufe bei ihm, die Rosen, den gerahmten Artikel als das zu sehen, was sie sicher auch waren: Beileidsbekundungen für einen Lebenden. Ausdruck schlechten Gewissens alter Freunde, denen beim Lesen des Textes vielleicht aufgefallen war, dass auch sie ihn beinahe vergessen hatten. Aber Simmel war froh. Ich war es auch.

Wenn ich Schriftsteller treffe, komme ich nicht als Kritiker. Ja, ich glaube schon, dass man das so aufspalten kann. Jedenfalls, den kritischen Prozess, das Lesen und Urteilen, das habe ich schon hinter mir, wenn ich einen Autor frage, ob ich ihn treffen könne. Ich komme dann nicht als Richter, Fehlersucher, auch nicht als Enthüller, sondern als Leser, der, bei aller Lesemanie, Menschen immer noch lieber mag als Bücher. Ich komme in der Regel ohne Aufnahmegerät, oft auch ohne Block und Stift, höre vor allem zu und schaue.

Richtige Interviews mache ich fast nie. Hier im Buch ist gerade mal eins dabei, das habe ich zusammen mit meinem Freund Nils Minkmar geführt, da haben wir mit Michel Houellebecq über Whiskey und seinen Corgie gesprochen. Am liebsten wäre es mir, wenn ich nur eine Frage stellen müsste. Eine perfekte Anfangsfrage, und dann ist der Schriftsteller dran. Die meisten reden gern. Schreiben ist ja eine einsame Sache, man kommt nicht viel an die Luft, nicht viel unter Leute. Ir-

gendwann schickt man das Werk raus in die Welt, und dann muss man schon wieder abwarten, was die Welt dazu sagt.

»Ich will auch etwas sagen«, das hat André Müller gerufen, als ich ihn in München getroffen habe, da war er schon sehr krank. André Müller war eigentlich Journalist, Interviewkünstler. Aber er hat auch Erzählungen geschrieben, auch einen Riesenroman. Vor allem aber habe ich seine Interviews immer als selbstständige Erzählungen gelesen. Erzählungen von ihm, Müller, nicht von dem Interviewten. Er gehört also unbedingt hier hinein, in diese Sammlung der Texte über Treffen mit Dichtern.

Ebenso wie die Fotografin Barbara Klemm natürlich. Ihre Fotografien sind phänomenale Gedichte in Schwarz-Weiß. Außerdem hat sie selbst immer wieder Dichter getroffen und porträtiert. Einmal, das schreibe ich auch in dem Text über sie, war ich mit ihr zusammen bei Umberto Eco in Mailand. Da habe ich also mal mitbekommen, wie sie arbeitet. Ich habe sie beneidet. Sie sucht sich irgendeinen Platz, wo man sie praktisch nicht sieht, irgendwo im tiefen Hintergrund. Man hört sie auch nicht, sie schaut nur zu. Ich kann nicht mal genau sagen, ob man das Klicken ihrer winzigen Kamera hört, ich glaube nicht mal das.

Das wäre mir auch am angenehmsten, einfach nur der Inszenierung zuzuschauen. Aber ich muss als Besucher eben doch die Dinge in Gang bringen, das Gespräch, die erste Frage. Dann höre ich gerne zu, lasse auch oft Pausen. Schweigen ist ja ein gutes Mittel, um Menschen zum Reden zu bringen.

Am liebsten bin ich in der Welt der Dichter zu Gast. Vielleicht war mein erstes Dichtertreffen auch schon mein schönstes. das bei Ken Kesey. Ich kannte ihn und sein Werk eigentlich gar nicht. »Einer flog übers Kuckucksnest« hatte ich, wie die meisten, nur als Film gesehen. Aber ich war gerade in Eugene, Oregon, arbeitete dort für ein paar Monate bei der örtlichen Lokalzeitung, als mich ein Kollege fragte, ob ich denn

nicht ihren örtlichen Hippie-Dichter treffen wolle. Der Kollege kannte Deutschland ziemlich gut, wusste, dass ich damals bei der »taz« arbeitete, und meinte, ein Besuch bei Ken Kesey sei ja wohl ein Muss für einen »taz«-Redakteur. Ich las einige seiner Bücher und meldete mich an. Und es war dann so großartig in seiner Scheune auf dem Land. Der Text steht hier im Buch gleich am Anfang, ich weiß nicht genau, ob ich da die ganze Großartigkeit seiner Welt eingefangen habe. Jedenfalls einen Dichterbesuch mit einer Flasche Whisky und einem Baseballspiel zu beginnen lockert das Gespräch danach auf alle Fälle enorm auf. Und Kesey war halt auch ein Mann, der Inszenierungen liebte. Er war froh, dass da einer aus Deutschland kam, sich für ihn interessierte, und dann fühlte er sich eben auch verantwortlich für die Show. Und er hat extra einen Freund gebeten, sich am anderen Ende eines Höhlensystems auf seinem Grundstück zu postieren, damit seinem Besucher, wenn wir da gleich, auf der Suche nach dem Erdgeist Whoozle, reinrufen würden, auch ein Erdgeist antwortet. Hat dann auch geklappt.

Viele Jahre später, da war Kesey schon längst tot, habe ich in New York, in einem Riesenapartment am Central Park, Tom Wolfe auf seinem cremegelben Sofa im strahlend weißen Anzug getroffen, der damals, vielleicht fünfzig Jahre zuvor, mit Kesey und den »Merry Pranksters« im Bus »Furthr«, den mir Kesey in Oregon stolz präsentiert hatte, auf Drogentour durch Amerika gefahren war und darüber den Reportageroman »The Electric Cool Aid Acid Test« geschrieben hatte. Wolfe prahlte damit, für sein neues Buch sieben Millionen Dollar Vorschuss erhalten zu haben. Kesey war bei meinem Besuch stolz darauf gewesen, überhaupt keine Romane mehr zu schreiben. Multimillionärs-Apartment und Hippie-Scheune. Irgendwann waren sie mal gemeinsam unterwegs gewesen.

Ich denke so oft, was für ein wahnsinniges Glück ich mit meinem Beruf habe. Ist ja immer noch so, wenn man irgendwo neue Leute kennenlernt und dann sagt, man sei »Literaturkritiker«, fragen natürlich alle: »Im Ernst? Fürs Lesen bezahlt wer-

den? Das gibt es noch?« Und dann freue ich mich immer, dass es das wirklich noch gibt.

Die Besuche bei Schriftstellern sind für mich das Größte. Wie gesagt, ich will da gar nichts enthüllen. Ich will auch hinter keine Kulisse schauen, überhaupt nicht, im Gegenteil, ich will tolle Kulissen sehen. Wenn ich, wie zum Beispiel im Fall des norwegischen Schriftstellers Karl Ove Knausgård, der in seinen Büchern die intimsten Details seines Lebens enthüllt hat, bei meinem Besuch in seinem Garten plötzlich seine Kinder auf dem Trampolin hüpfen sehe, von denen ich alles, alles aus den Büchern weiß, wende ich mich lieber ab. Zu viel Offenheit beschämt mich.

14 Ich will keine Geheimnisse lüften, ich will sie bewahren. Ich will die Werke der Schriftsteller nicht entzaubern, sondern einmal beim Zaubern dabei sein, ich möchte einen Raum öffnen, in dem der Dichter sich entfalten kann und im besten Fall sich selbst sieht. Am besten sehen sie sich, wenn sie ihre Passionen zeigen. Jonathan Franzen seine Vögel, Sten Nadolny die Winde über dem Chiemsee, Feridun Zaimoglu das Istanbul seines Vaters, Siegfried Lenz die Kartoffeln des Prinzen von Dänemark. »Ich will Sie einladen, diese Kartoffeln mit Andacht zu essen«, hat er gesagt, als wir uns trafen und miteinander zu Mittag gegessen haben.

Es sind auch ein paar Texte darin, die von Menschen handeln, die ich nicht für ein Porträt getroffen habe, mein Nachruf auf Günter Grass zum Beispiel oder der auf Christa Wolf oder Jakob Arjouni. Ich habe auch sie alle mal getroffen, Grass und Wolf immer wieder aus der Ferne, auf Podien oder bei Lesungen, Arjouni zu einem frühen Gespräch. Aber irgendwie scheinen mir auch diese Texte in das Buch zu gehören. Wie auch die Texte über Leute, die in eher weiterem Sinne Dichter sind, wie Thomas Karlauf, Fritz J. Raddatz, Klaus Wagenbach. Und Marcel Reich-Ranicki natürlich. Für mich sind es Dichter. Ich habe sie getroffen. Jedem von ihnen bin ich sehr dankbar. Sie haben meine Welt verändert.

Schamane der guten Laune

Der Roman ist am Ende, aber die Reise geht weiter.

Auf Ken Kesey's Hippiefarm

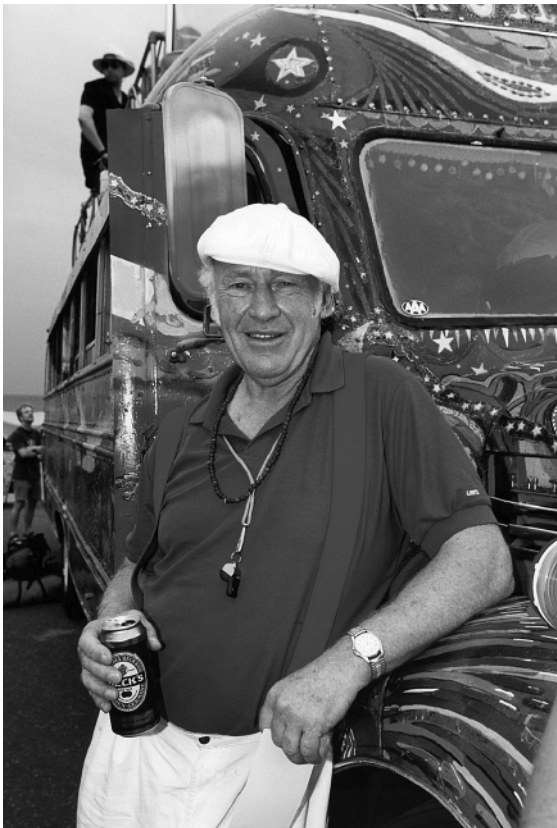
Ringsum sind Felder, gelbe Felder, einige Obstbäume und die Kaskadischen Berge in der Ferne. »Beim Känguru-Schild rechts rein«, meint Ken Kesey am Telefon. »Wir wohnen in einem Stall.«

Dieser »Stall« ist ein rotes, altes Landhaus in der Mitte von Nirgendwo. Das untere Stockwerk besteht aus einem einzigen Saal in dunklem Holz, mit riesig großen Fenstern. Man schaut das erste Football-Match der Saison. Die kleine Gruppe lässt sich nicht stören. Es sind Hippieveteranen der ersten Stunde da, Freunde Kesey's aus Los Angeles und zwei Studenten aus Pennsylvania, die Kesey mal in einer Kneipe kennengelernt haben und jetzt das Wochenende hier verbringen. Es gibt irischen Whiskey aus der Flasche. Kesey erklärt, dass Schnaps »spirit« heiße, weil er den Iren früher als Reisemittel für Geister galt, als eine Art Rutschbahn, auf der alle möglichen Elfen und Gnome in die Köpfe der Menschen reisten. Ansonsten schauen wir das Spiel schweigend und trinkend an.

Ken Kesey ist eine lebende Legende: Der größte Hippie Amerikas, heißt es, Vater der Gegenkultur, Drogenguru und früher mal ein großer Autor. Als Fünfundzwanzigjähriger feierte er 1962 mit seinem Roman »Einer flog über das Kuckucksnest« ein sensationelles Debüt. Zwei Jahre später ließ er den kaum weniger erfolgreichen Roman »Manchmal ein großes Verlangen« folgen. Dann schrieb er lange nichts mehr. Hatte ein großes Leben stattdessen: Gründete die kalifornische Hippiekommune »Perry Lane«, machte Musik mit seinen Merry Pranksters und den Grateful Dead und nahm an den

ersten staatlichen Testprogrammen für LSD teil, bei denen er so revolutionäre und neue Erfahrungen machte, wie sie ihm keine Literatur und keine Musik zuvor vermitteln konnten. Die USA hatten schon bald genug LSD getestet, da hatte Kesey aber inzwischen sein privates kleines Drogenprogramm laufen. Teile von »Kuckucksnest« sind bereits im LSD-Rausch geschrieben.

Und dann war da die Bustour. Diese legendäre Bustour von 1964, die Tom Wolfe, der mit auf Reisen war, in seinem Klassiker »Die Helden der Nation« beschrieben hat und die die Ju-



gend eines ganzen Landes und später auch weiter Teile der westlichen Welt in neue, unerforschte Gebiete aufbrechen ließ. Im Kopf und in der Wirklichkeit. Motto der Reise: »Move out to ... Edge City«. Name des mit bunten, psychedelischen Zeichnungen bedeckten Schulbusses, mit dem sie unterwegs waren: Furthr. Am Steuer: Neil Cassady, Reisenname: Speedlimit. Unbestrittener Boss der Gruppe: Ken Kesey. Es war die Fahrt, mit der die Sixties auf den Weg gebracht wurden.

Als das Fußballspiel vorbei ist, murmelt Kesey: »Jetzt mache ich den Bus mal klar.« Und er schlurft über den Hof zu einer großen alten Scheune, öffnet das Tor – und da steht er: Furthr, die Buslegende, die Sixties auf Rädern, groß, bunt, frisch bemalt. Wenn man Kesey fragt, was sein größtes Kunstwerk sei, sagt er: der Bus. Er wirke sofort, die Menschen seien gleich begeistert, wenn sie ihn sähen, vor allem Kinder freuten sich. Kesey fährt auch heute noch mit Freunden, die von damals geblieben sind, manchmal mit dem Bus auf Tour und macht Musik mit seinen Merry Pranksters. Neuerdings haben sie eine kleine Radiostation im Bus. Damit können sie ihr eigenes Radioprogramm live auf der Straße produzieren. Im Bus ist alles vorhanden: Mischpult, Boxen und Aufnahmegeräte. Sie halten dann ein Schild aus dem Fenster: »Tune in 105.7«, und die Leute auf der Straße können alles mithören. »Ist das nicht großartig?«, fragt Kesey. »Da können wir auch vorlesen und Proklamationen verlesen. Ohne aufwendigen Druck und Verträge. Direkt in die Welt.« Das konnten sie damals noch nicht, auf ihrer ersten Reise. Aber sie haben mitgeschnitten. Gerade sind einige Originalaufnahmen der Reise auf CD erschienen. Kesey spielt sie mir in seinem kleinen Tonstudio vor. Ich verstehe ehrlich gesagt nur wenig, aber er sitzt und hört so verzückt und selig zu, und manchmal kommen ihm die Tränen vor Lachen. Es war seine große Zeit.

Heute ist Ken Kesey ein alter Mann. Jahrzehntelanger Drogenkonsum und ein leichter Schlaganfall vor einigen Monaten haben ihre Spuren hinterlassen. Das weiße Haar wirkt ausge-

rupft, die Bewegungen sind langsam, aber seine Augen sind un-
gemein flink und lustig. An dem Nachmittag, den ich auf seiner
Farm verbringe, ist er voller Aktionsdrang. Ständig fallen ihm
Sachen ein, die er mir zeigen will, oder irgendwas, bei dem ich
ihm helfen kann. Erst versuchen wir also, Furthr in Gang zu
kriegen. Das klappt leider nicht. Dann fahren wir Traktor zu-
sammen, und ich schöpfe mit einem Eimer Wasser aus einem
großen Becken auf dem Anhänger und wässere seine Obst-
bäume am Rande der Felder. Auf dem Rückweg freut er sich
schon: »Und jetzt sehen wir nach dem Whoozle.«

Es steht ein Schild auf einer Wiese mit der Aufschrift: »Be-
ware! Whoozle!« An dieser Stelle beugt sich Kesey tief herun-
ter und ruft in ein kleines Erdloch hinein: »Hey, Whoozle,
melde dich! – Whoozle, hallo! – Hey, Whoozle, wir haben Be-
such!« Und er legt sein Ohr ans Erdloch und lauscht. Dann ruft
er mich: »Er ist da, er lacht, er hat gute Laune.« Und ich beuge
mich also auch herunter, lausche, und tatsächlich: Es lacht im
Erdreich ganz tief unter mir. Es lacht und gluckst und räus-
pert sich. Kesey äußert dann noch mehrfach den Wunsch, das
Whoozle möge doch heraufkommen zu uns. Doch es kommt
nicht, und bald schon kann man es schnarchen hören, ganz,
ganz tief. – Schamanismus der guten Laune. Unerklärlich,
heimlich, heilig. Ob er das Whoozle schon einmal gesehen
habe? Nein, bislang noch nicht. Es sei sehr scheu.

Dann trinken wir wieder Whiskey und versuchen, Furthr zu
starten, was nicht klappt, und schneiden Brombeerhecken, von
denen Kesey weiß, dass sie erst vor hundert Jahren gezüchtet
wurden. Er meint, hätte es die hier schon vor 500 Jahren gege-
ben, dann hätte man Amerika nicht besiedeln können. So gut
wachsen die Brombeeren hier. Kesey macht jedes Jahr einen
weithin berühmten Schnaps daraus. Ja, für solche Sachen ist
Kesey jetzt eher bekannt: Schnapsbrenner, Farmer, Schamane.
Ab und an ein Essay im »New Yorker« oder im »Rolling Stone«.
Manchmal auch noch Geschichten: Nachdem er dreißig Jahre
lang keinen Roman geschrieben hatte (»Ich habe der Kultur-

industrie bewiesen, dass ich Romane schreiben kann. Danach habe ich ihr bewiesen, dass ich sie auch nicht schreiben kann«), veröffentlichte er vor einigen Jahren »Sailor Song«, einen Roman, an dem er sich jedoch zehn Jahre lang quälte. Ansonsten schrieb er einen Western, ein Theaterstück, veröffentlichte Texte zusammen mit Universitätsklassen, die er im Kreativen Schreiben unterrichtete, und schrieb vor allem Kinderbücher. Warum Kinderbücher? »Damit erreiche ich das doppelte Publikum«, meint Kesey. »Erst die Eltern, die das Buch vorlesend prüfen, ob das auch etwas für ihre Kinder ist, und dann die Kinder selbst.« Die sind ihm ohnehin die liebsten Leser. Und die Botschaft seiner Bücher sei ja auch immer dieselbe: »Totalitarismus in allen Erscheinungsformen und wie er überwunden werden kann.« Das kann man in Kinderbüchern genauso gut beschreiben. Eins davon nennt er heute sein gelungenstes Buch: die Geschichte vom kleinen Eichhörnchen Tricker, das den Bären Big Double überlistet. »Viel besser als ›Einer flog über das Kuckucksnest‹, viel besser«, sagt Kesey, und er strahlt.

Überhaupt: »Der Roman hat seine Zeit gehabt«, sagt Kesey. Es muss etwas ganz anderes kommen. Das interaktive Kunstwerk, das Kunstwerk der gemeinsamen Aktion, nicht der kontemplativen Rezeption. Der Schöpfungsprozess als Gemeinschaftsprojekt. Ob er so etwas wie den Internetroman, an dem jeder mitschreiben kann, meine? – Ja, das sei eine gute Idee. Er aber, Kesey, sei mehr so im Elfen- und Gnomen- als im Computerbusiness. Nicht virtuelle, sondern »rituelle Wirklichkeit«, das ist sein Programm. Was das bedeutet? Ein neuer Sinn für Heiligkeit, für Ursprünglichkeit, für Geheimnisse. Ein Gemisch aus Indianermedizin, Schamanenglaube, fernöstlichen Religionen, Antipsychologismus und ritueller Lebensfeier.

Kesey bringt all das neuerdings mit seinem Trupp auf die Bühne. Musiktheater, das sei die zukünftige Kunstform. Und er zeigt Videomitschnitte: Das meiste entsteht spontan auf der Bühne, vieles gemeinsam mit dem Publikum. Den

festen Rahmen bilden lediglich die Musikstücke und eine Geschichte, die vom nahen Weltenende erzählt. Der Rest ist gemeinsame Aktion.

Ein Hauch von Schlingensiefel weht da über die amerikanischen Bühnen. Nur dass alles besser gelaunt wirkt. Kesey muss die Leute nicht gewaltsam auf die Bühne zerren und dort verprügeln, um gemeinsames Erleben zu inszenieren. Die Leute kommen ganz von selbst. Musikanten oder Gaukler, Leute, die was zu dichten haben oder die originelle Verkleidungen vorstellen wollen und sich in eine größere Handlung gern einfügen. Im Film zumindest klappt das ganz wunderbar. Und am Ende tanzt das Ensemble mit Publikum gemeinsam ausgelassen auf der Bühne. Nächstes Jahr will Kesey die ganze Show komplett mit Bus nach Europa bringen. Das ist noch so ein Projekt, von dem er stundenlang erzählen kann.

Spät am Abend gehen wir noch ein letztes Mal zu Furthr in die Scheune. Der Motor stottert und stottert und – läuft leider nicht. Kesey ist enttäuscht. Er hätte sein größtes Kunstwerk doch gern noch mal in Aktion gezeigt. Heute jedoch nicht. Aber morgen, morgen läuft er wieder und im nächsten Jahr sogar bis nach Europa. Denn: Der Roman ist wohl am Ende, aber die Reise geht weiter.

(1998)

Die Zukunft ist aufgebraucht

... sie war die beste Zeit: Neal Stephenson, Chronist
künftiger Ereignisse, revidiert sein Weltbild

Nichts. Überhaupt nichts wird mehr so sein, wie es war, vor jenem 11. September. Die Zukunft ist das große Andere, eine völlig neue Welt in völlig neuer Bedrohungslage. Fast schon ri-

tuell wird die neue Weltformel seit sechs Wochen wiederholt. Wo so viel von Zeitenwende die Rede ist und ungewisser Zukunft, fragt man sich, was jetzt ein Zukunftsseher denkt, ein Chronist des zukunftsfreudigsten Teils der amerikanischen Gesellschaft, Kunder der Chancen und Gefahren der schönen neuen Technikwelt. Was denkt der Autor Neal Stephenson?

Er ist schlecht gelaunt. Er hasst Interviews. Er scheut die Öffentlichkeit. Man weiß nur wenig über ihn: Geboren an Halloween 1959 in Fort Meade, Maryland, als Sohn eines Professors für Maschinenbau und einer Biochemikerin, zog er bald nach Illinois, dann Iowa, begann im Alter von fünfzehn Jahren mit dem Schreiben von Computerprogrammen und Romanen, studierte Physik, ein wenig Deutsch, wechselte über zur Geografie, weil es dort die besseren Computer gab, schrieb einen erfolglosen Campus-Roman, versuchte sich, als er erfuhr, dass Tom Clancy mit seinen Technik-Thrillern 17 Millionen Dollar im Jahr verdiente, gemeinsam mit seinem Onkel an einem solchen, fast ohne Erfolg.

Und dann erschien 1992 »Snow Crash«, sein Zukunftsroman aus den Anfängen des 21. Jahrhunderts, ein grandioses Buch über einen Hacker im Kampf gegen Computerviren, ein Buch über die Zukunft der virtuellen Welten, so realistisch und technisch präzise beschrieben wie ein Zeitenreisefuhrer, ein Handbuch für die kommende Welt. Mit dem sogenannten Metaverse erfand Stephenson in »Snow Crash« ein weltumspannendes, kommunikatives, virtuelles Universum, lange bevor das World Wide Web entstanden war, und schuf virtuelle Persönlichkeiten, die heute als Atavare massenhaft Internet und Werbung bevölkern.

Seit dem Erscheinen von »Snow Crash« gilt Stephenson nicht nur als vorausschauender Chronist der Silicon-Valley-Welt, der Hacker, Geeks, Cyberpunks, Computernerds und Unternehmer, sondern auch als ein Experte kommender technischer Möglichkeiten. Geschichten wie diese kursieren heute

massenhaft im Netz: Ein Internetunternehmer wirbt im Kreise von Investoren mit nur zwei Sätzen für sein Projekt: »Lesen Sie ›Snow Crash! Das ist unser Business-Plan.« Und die Investoren zahlen. Neal Stephenson gilt vielen als Prophet.

Jetzt sitzt er hier in diesem italienischen Restaurant im 28. Stock eines Hochhauses in Seattle im grünweißen, hochgeschlossenen Geschäftsmännerhemd, die leicht graumelierten Haare zum Zopf zusammengebunden, und sieht nachdenklich aus dem Fenster. Er ist konzentriert, ruhig, lässt sich mit Antworten auf Fragen gerne zwei, drei Minuten Zeit und sagt: »Ich glaube nicht, dass ich zu Recht für einen Propheten neuer Technologien gehalten werde. Ich habe so oft danebengelegen. Das Metaverse ist, so wie ich es mir dachte, nie entstanden. Die Auswüchse der Nanotechnologie, wie ich sie in ›Diamond Age‹ beschrieb, liegen noch in viel zu ferner Zukunft, als dass man darüber schon etwas sagen könnte. Und wenn ich Vorhersagen über Regierungsformen machte, wie



etwa das Zusammenschrumpfen des Regierungsapparats auf ein absolutes Minimum in ›Snow Crash‹, dann lag ich auch daneben. Nie war der Ruf nach einer starken Regierung lauter als in den Vereinigten Staaten seit dem 11. September.«

Der 11. September. »Alles ist anders«, sagt Stephenson. Ein Buch wie »Diamond Age« etwa, das drei Jahre nach »Snow Crash« mit fast ebenso großem Erfolg erschien und in dem die Gefahren der Nanotechnologie, der massenhaften Kleinstroboterentwicklung beschrieben werden, würde Stephenson heute so nicht mehr schreiben, sagt er. Er hat es geschrieben, um darauf hinzuweisen, dass jede neue Technik sofort nach ihrer Erfindung in eine Waffe verwandelt wird. Und dass man sich dieser Gefahren bewusst sein muss. Und welche Techniken man etwa gegen eine neue Macht der Kleinstroboter erfinden müsste. »Das Buch repräsentiert eine Geistesverfassung, die heute obsolet ist.« Denn alle Welt ist in Panik vor der unsichtbaren Welt neuer Techniken. Aber nicht der Nano-, sondern der Biotechnologie. Doch die Gefahren seien sehr gut vergleichbar. »Als ich ›Diamond Age‹ schrieb, tat ich das, um meine Beunruhigung darüber auszudrücken, dass sich niemand der extremen Gefährdungen durch die neuen Techniken bewusst zu sein schien. Jetzt hat sich alles verändert. Jede einzelne Person in den Vereinigten Staaten sorgt sich genau darum. Nein, ich würde das Buch heute wohl nicht mehr schreiben.«

Und »Cryptonomicon«? Sein neuer 1200-seitiger Roman über Kryptografie und die Geburt des Computers aus den Verschlüsselungs- und Dechiffrierungsschlachten des Zweiten Weltkriegs?

Es sind im Grunde zwei miteinander verwobene Romane, die in »Cryptonomicon« kunstvoll miteinander verknüpft sind. Einer aus den Entschlüsselungslabors des späteren Computererfinders Alan Turing in Bletchey Park und einer aus der Gegenwart, in welchem Internetpioniere aus dem Silicon Valley in einem philippinischen Sultanat einen sicheren Datenhafen

errichten wollen, ein neues, zu 100 Prozent sicheres Internet, unabhängig von allen Regierungseinflüssen und Überwachungstechniken, mit freien Informationen und freier, unkontrollierter, unbegrenzter Kommunikation für alle. »Diese Welt der sogenannten Gegenwart erscheint mir heute sehr, sehr alt«, sagt Stephenson. Die Neunzigerjahre sind vorbei. Die Jahre, in denen eine Gruppe von Leuten in Kalifornien und anderswo in der Welt mit einigen guten Ideen eine Unmenge an Geld machen konnte, der jede noch so absurde Idee finanziert wurde. Alles wurde in kürzester Zeit Wirklichkeit. Alles war möglich. Und jetzt verlassen die Menschen in Scharen Silicon Valley, verlassen die Hightech-Industrie auf der Suche nach neuen Lebensläufen, neuen Karrieren. Diese Welt gibt es nicht mehr.

Und noch etwas ist vergangen, was im Roman noch gegenwärtig schien: Das, was Stephenson den »libertären Ethos des Silicon Valley« nennt, den Ethos der Cyberpunks, der Hacker und Geeks: die Suche nach der totalen Freiheit, der größtmöglichen Staatsferne, der größtmöglichen individuellen Verantwortung. Ein Ziel, das im Roman die »Krypta« repräsentiert, jener perfekt geschützte Datenhafen irgendwo in Asien, der Ort der vollkommenen Freiheit. »Niemand will das heute mehr«, sagt Stephenson. Regierung, Gemeinwesen, soziale Verbände, nichts ist so wichtig wie dies, seit sich die Individuen einer kollektiven, unsichtbaren Bedrohung ausgesetzt sehen, vor der sie sich allein nicht schützen können. Nie war die Lehre vom Ende des Staates und der Regierungen unpopulärer als in diesen Tagen. Und es wird lange so bleiben.

Obsolet scheint Stephenson heute auch eines der zentralen Argumente für jene Krypta der frei zugänglichen Weltdaten, die der jüdische Computerfreak Avi formuliert: Dass der Holocaust nicht möglich gewesen wäre, wenn kein extrem zentralistisch strukturierter Staat ein Informationsmonopol hätte errichten können. Stephenson, der mit diesem Ethos, diesen Vorstellungen »sympathisierte«, wie er sagt, erklärt jetzt:

»Heute wird deutlich: Leute wie Avi haben noch den vergangenen Krieg gekämpft. Die Menschen kämpfen immer die vergangenen Kriege und sind überrascht, wenn der neue Krieg auf ganz und gar neue Art und Weise geführt wird. Der Gegner ist heute nicht mehr ein massiver, zentralistisch geführter Staat mit einem Kriegsministerium und Panzern wie einst Nazideutschland oder die Sowjetunion. Der Gegner handelt heute im Verborgenen, sitzt in allen Ländern, nutzt die modernsten Kommunikationsmittel, schweigt lange Zeit, handelt nicht – und plötzlich stürzt das World Trade Center ein. Und die westliche Welt sitzt ratlos auf ihrer glänzend ausstaffierten Rüstungsmaschinerie. Die neuen Hitlers, die neuen Gegner der Juden und Christen auf der Welt, sind nicht mit der NATO und auch mit keiner Krypta zu besiegen. Seit dem 11. September wissen wir, dass das nicht stimmt.«

Neal Stephenson sieht aus dem Fenster aufs Meer und sagt: »Ein merkwürdiges Boot da draußen.« Und ich schaue auch hinaus: »Was ist denn an diesem Boot so merkwürdig?« – »Es ist dunkel, unbeleuchtet. Vielleicht fährt es Müll hinaus aufs Meer.« Dann schweigt er wieder. Neal Stephenson schreibt seit einer Weile schon nicht mehr über die Zukunft. »Cryptonomicon« war nur der Auftakt einer immer tieferen Reise hinab zu den Wurzeln der digitalen Welt. Sein nächster Roman, »Quicksilver«, beginnt im 17. Jahrhundert, bei den Anfängen der Kryptografie, der Verschlüsselungskunst, die nach Stephenson Ansicht den Ausgangspunkt bildet für die heutige Computerwelt. »Je mehr ich versuchte, über die Zukunft zu schreiben, desto mehr interessierte ich mich für die Vergangenheit«, sagt er. Sein neues Buch schreibt er nicht mehr mit dem Computer, sondern mit einem goldenen Füllfederhalter, der jetzt in seiner Hemdtasche steckt. Beim Schreiben auf dem Computer seien ihm zu viele Textabschnitte durch Systemabstürze oder vorzeitiges Löschen verloren gegangen, sagt er. Stephenson entfernt sich immer weiter aus der Computerwelt, der Internetwelt, die er einst mit geschaffen, mit erdacht

hat. Wenn er seinen Neffen und Nichten über die Schulter schaut, wenn die an ihren Computern sitzen und mithilfe ihrer »Buddy-Lists« mit zehn Freunden gleichzeitig kommunizieren, dann sagt er nur: »Das ist nichts mehr für mich.«

Es ist spät geworden. Das merkwürdige Boot ist verschwunden. Neal Stephenson versucht, einen Dessertpfirsich aus Eis zu besiegen, der auf seinem Teller immer wieder von einem Tellerrand zum anderen springt. Er blickt aus dem Fenster und erzählt: »Vor ein paar Tagen traf ich einen befreundeten Science-Fiction-Autor, der in tiefer Depression zu mir sagte: ›Hey Neal. Wir sind jetzt alle raus aus dem Geschäft. Die Welt ist so verrückt, absurd und unglaublich. Was sollen wir da bitte noch über die Zukunft schreiben?‹«

26

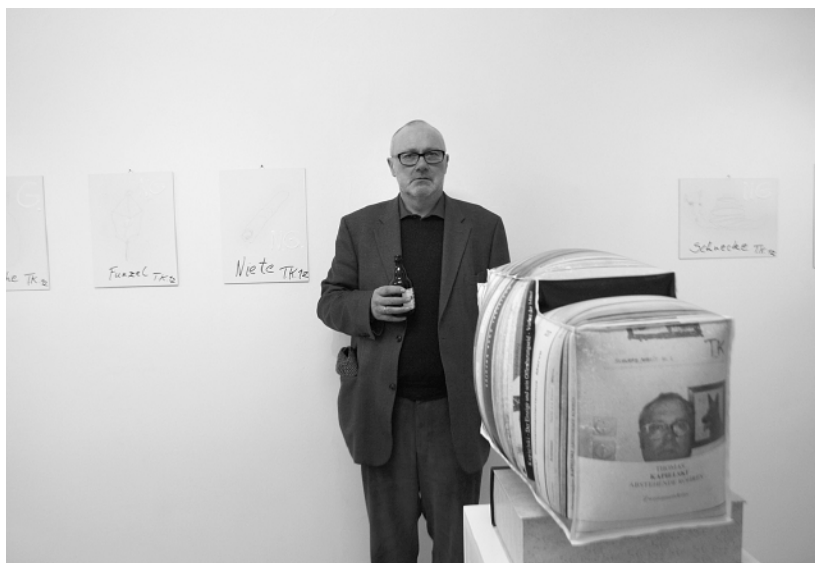
»Ich glaube, er hat recht«, sagt Stephenson. »Die Zukunft. Ja. Vielleicht war es wirklich eine gute Idee, das Geschäft zu wechseln und über die Vergangenheit zu schreiben.«

(2001)

Der Beharrungskünstler

Sitzen, Trinken, Scheitern: Thomas Kapielski ist der Dichter der Konsumverweigerung

Er erzählt. Mein Gott, was erzählt er denn? Und so laut. Er wütet. Gegen Joschka Fischer. Gegen die Pharisäer im Bundestag. Gegen Weihnachten. Gegen den Krieg. Er rechdet mit der Kneipenluft. Alle sollen es hören. Thomas Kapielski sitzt daneben und hört so zu. Er sitzt wohl nur zufällig bei dem lautstarken Verkünder am Tisch. Von seiner Freundesrunde, die sich hier, in der Gaststätte Wilhelm Hoeck in der Wilmersdorfer Straße in Berlin-Charlottenburg jeden Montag und jeden Donnerstag trifft, ist noch keiner da.



»Kommt noch jemand?« – »Klar.« Wir wechseln schon mal an den Stammtisch der Runde. Anlass für den nun verlassenen Verkünder, seine Verkündungslautstärke noch leicht zu erhöhen. »Pharisäer! Käufer!« Ist ja gut. An der einen Wand neben dem Stammtisch hängt ein Kalender mit Schweinebratenmotiven, an der anderen signierte Fotografien von Heino und Nicole und Brigitte Mira und auch eine von Karl-Heinz Schroth, wie er so mit dem Rücken zur Kamera an der Bar sitzt und trinkt. Die Gaststätte Wilhelm Hoeck ist ein Traditionshaus. Gibt es seit 1894. Die Kapielski-Runde trifft sich seit zwanzig Jahren hier.

»Fehlt Ihnen noch ein Nikolausgeschenk?«, fragt die kleine alte Dame mit der Leopardenmütze und dem Leopardenmantel und dem Leopardenblick, als sie ihren Korb mit rosa Seidenblumen an unserem Tisch vorbeiträgt. »Nein, alles schon erledigt«, sagt Kapielski. »Nicht eine Seidenblume?« – »Nein, nicht eine. Danke, danke.« Kapielski kauft nichts. Heute nicht.

Heute kauft Kapielski nur Bier. Und das geht schnell. Holger, wie der Wirt hier heißt, schenkt Stammgastbiere und Nichtstammgastbiere aus. Erstere kommen sofort, wie von Zauberpapfhand gezapft, Letztere verlieren sich auch gerne mal auf dem Weg zwischen Zapfanlage und Nichtstammgast. Wir bestellen immer zusammen. Geliefert wird streng getrennt. Einen Kapielski lässt man nicht warten.

Hier nicht. Sonst schon. Aber das macht nichts, denn Thomas Kapielski wartet nicht ungerne. Thomas Kapielski ist der Künstler des Wartens, des Sitzens und des Beharrens. Thomas Kapielski ist ein großer Beharrungskünstler. Seit Jahren schreibt er an einer Chronologie des Alltags, des Scheiterns und des Bleibens. Die Bücher heißen »Nach Einbruch der Nüchternheit«, »Einfaltspinsel = Ausfallspinsel«, »Gottesbeweise IX–XIII« und »I–VIII« und »Sozialmanierismus. Je dickens destojewskij!« – Gepflegtes Außenseitertum, ironische Selbstbetrachtung, melancholische Klagen über Armut und Misserfolg, gewichtige Biererkenntnisse, Lokalerlebnisse und große Geschichten des Scheiterns: »So kann es kommen, dass einem gottbegnadeten Geschöpf Leben und Menschenwelt nur in Gestalt der Niederlage bekannt werden«, erklärt der Ich-Erzähler, der sich in den Büchern stets Thomas Kapielski nennt, leicht selbstmitleidig. Und liebt das Scheitern aber doch und die Ruhe und die Gemächlichkeit und findet den Ausweg in der Kunst: »Wenn Sport der Bruder der Arbeit ist, dann ist Kunst die Cousine der Arbeitslosigkeit«, ist ein gern zitiertes Lebensmotto des Herrn Kapielski. Genie der Ruhe, Meister der gezielten Entspannung. Kunst geht so: »Die Faulheit ist, neben Bier und Fernsehen, mein zuverlässigster Ackermann. Und dann komme ich ganz hunnisch vorgeprescht: Zack! Bumm! – Hochleistung! Und wieder Mittagschläfchen.«

Beliebtester Gegner des Schriftstellers Kapielski, der auch bildender Künstler, Fotograf und Kunstprofessor an der Universität in Braunschweig ist, ist: »der Betrieb«, der Kunst-

betrieb. Kunst sei »eine gigantische Wertimagination« ohne »irgendwie messbare Leistungstüchtigkeit, Wertrationalität«. Die allein notwendigen Begabungen seien deshalb »Management, Selbstorganisation, Durchsetzungsakrobatik und Glück.« In der Kunst viel mehr noch als im Literaturbetrieb: »Bei der Bildbesprechung kann nicht viel schiefgehen. Eine verwegene hermeneutische Tüchtigkeit vergoldet jedwedes monochrome Rätsel. Bei Büchern klappt das nicht so. Bücher quatschen zu viel. Der Blödsinn ist schriftlich. Kunst aber stellt sich doof und profitiert so von der Gutwilligkeit des Spekulanten. Und so setzt gute Kunst sich durch, weil man gut nennt, was sich durchsetzt.«

Thomas Kapielski ist fünfzig Jahre alt, trägt grauen Anzug, graues Hemd, grauen Pullover, kurzes, graues Haar und eine große Brille und sitzt also hier am Tisch. Ein durchgesetzter Künstler jetzt auch er. Nach den vielen Jahren des Scheiterns und des Kaumbemerktwerdens. Jetzt nennt man ihn plötzlich gut. 1999 hat er den renommierten Sprengel-Preis für bildende Kunst bekommen, las beim Bachmann-Wettbewerb den wohl lustigsten und besten Text, der dort in den letzten Jahren gelesen wurde, in dem er sich aufs Großartigste über den Literaturbetrieb amüsierte, was ihm derselbe jedoch nicht mit einem Preis honorierte. Er erhielt den mit 25 000 Mark dotierten Ben-Witter-Preis, bei dem ihn »Zeit«-Herausgeber Theo Sommer eine Stunde lang als großen, großen Dichter feierte, nachdem er ihn zehn Jahre zuvor aufgrund einer misslungenen Formulierung gemeinsam mit vielen anderen Journalisten in Grund und Boden geleitartikelt hatte. Und jetzt also auch noch Kunstprofessor. Das Scheitern ist gescheitert. Wohin denn jetzt?

In »Sozialmanierismus« heißt es: »Und nun bin ich ›Professor! – Holla! Das fetzt! Ist aber auch irgendwie unheimlich. Am Telefon und so fühlt man sich wie ein Hochstapler, Heiratsschwindler, Rosstäuscher und Falschmünzer. Dabei hat man es schriftlich!«

Aber das Unglück kann bald wiederkehren. In zwei Jahren

läuft der Vertrag aus. Wer weiß, was kommt? Kapielski bleibt. »Du bleibst hier schön sitzen«, hat er schon 1989 entschieden, als alle Welt in Wendeeuphorie verfiel. »Stilles Beharren bei Zimmertemperatur bekommt dir am besten. Wo alles mobilgemacht wird, bewegt sich nur noch der, der gerädert anhält.« Es zieht ihn nur immer etwas weiter an die Ränder von Berlin. In der Mitte wird es zu voll. Von Neukölln zog er nach Lichtenrade, jetzt nach Dahlem. Berlins Mitte, wo sich jetzt auch die größten früheren Berlin-Verächter frohgemut zum Kauf und schönen Sein versammeln, ist für ihn die Pest. »Was brauche ich die Hackeschen Höfe? Habe ich doch den Hoeck'schen Hafen!«, ruft er aus und meint natürlich das schöne Gasthaus Hoeck.

Wir trinken noch eins. Von den angekündigten Gästen – Politikprofessoren, Theologen, Julien-Green-Übersetzer, Nichtkäufer und Lebenskünstler – ist nur einer gekommen. Nämlich Frank. Frank arbeitet als Lobbyist in der Glücksspielindustrie und will das Leben betriebswirtschaftlicher organisieren. Alles. Opernhäuser, Universitäten, Familienpolitik. »Ach. Alles. Was redest du denn?«, meint Kapielski, der mit der Zeit immer etwas kleiner geworden ist, an seinem Tisch. »Die Liebe wahrscheinlich auch noch. Kinder auch. Alles betriebswirtschaftlich. Kriegt bald keiner Kinder mehr. Na, ist vielleicht auch besser so. Ist auch besser so. Ist auch besser.«

Brummt Kapielski, trinkt und bestellt noch ein Eisbein. Ein großes, weil es ein kleines nicht mehr gibt, sieht kurz noch in der Küche nach, wie groß es so ist, lässt es in eine Tüte packen und verabschiedet sich schnell. Die Eisbeintüte in der Hand. Er macht noch einen kurzen Stopp an der Bar: »Holger, noch ein Reisebier.« – »Eins oder zwei?« Gute Frage. Und mit zwei Reisebieren in der Eisbeintüte macht sich Thomas Kapielski auf nach Dahlem.

Hunde, wollt ihr ewig trinken?

Michel Houellebecq über Terrorismus, Tourismus,
Glück und Geld, Bourdieu und betrunkene Hunde

In Ihrem Roman »Plattform« beschreiben Sie die Marktmechanismen der Tourismusindustrie und eine Liebesgeschichte während einer Pauschalreise nach Thailand. Wie haben Sie denn dafür recherchiert?

Ach, das war sehr einfach. Es gibt ja solche Handbücher für Studierende der Tourismuswissenschaft, in denen das sehr allgemeinverständlich erklärt wird. Auch die Umsatzzahlen der TUI-Gruppe sind ja nicht geheim. Und dann habe ich auch eine Pauschalreise nach Phuket gemacht, die übrigens sehr schön war.

31

Manchen gruselt es bei dieser Vorstellung. Ist das nicht sehr spießig?

Nein, ganz und gar nicht. Nicht wenn man mit Nouvelles Frontières fährt. Das sind sehr angenehme, gut organisierte Reisen, die sich übrigens auch arme Leute leisten können, wenn sie ein wenig sparen. Man hat da alles: Kulturerlebnis, ausgewählte Restaurants, und man trifft Menschen, mit denen man sonst nichts zu tun hätte. Ich war da sehr glücklich. Ja, man kann sein Glück in der Pauschalreise finden.

Finden Sie, wie Montaigne oder Chatwin, Ihr Glück nur auf Reisen?

Aber das gilt doch nicht nur für Schriftsteller, sondern für alle. Sehen Sie sich doch die Europäer an: Kaum haben sie etwas Geld, treibt es sie von hier fort. So wie Valérie in meinem Buch: ein paar Jahre in einem Beruf arbeiten, der einem Spaß macht, jede Menge Geld verdienen und danach: leben!

Aber es wollen doch auch jede Menge Menschen nach Europa einwandern?

Das ist kein Widerspruch, denn auch die wollen ja hier nur Geld verdienen. Wenn sie genug davon haben, sind sie wieder weg.

Und was suchen die Menschen in der Ferne?

(Errötet) ... das ist jetzt vielleicht etwas peinlich ...
(Schweigt) ... Wärme. Man fühlt sich doch besser, wenn es warm ist. Es war vielleicht gar keine so gute Idee von der Menschheit, aus Ostafrika auszuwandern, damals.

Sonst nichts? Nur Wärme?

Man findet im alltäglichen Leben eine gewisse Langsamkeit, die ich sehr angenehm finde, zum Beispiel in Thailand. Alles ist ruhiger, man hat mehr Zeit zum Reden. Man kann es auch durchaus als angenehm empfinden, dass man sich nicht dauernd waschen muss und dass es weniger Vorschriften gibt, im



Alltag. Außerdem will man dann im Alter nicht wie Müll behandelt werden. In Altenheimen, wo man nachts von bösen Krankenschwestern geschlagen wird.

Demnächst wird in Paris der Prozess der islamischen Vereinigung gegen Sie eröffnet. Hat Sie die harsche Reaktion auf die islamfeindlichen Stellen in »Plattform« überrascht?

Schon, denn bislang haben sich islamische Geistliche nur darum gekümmert, was Kritiker aus islamischen Familien gesagt haben, wie etwa bei Salman Rushdie. Vielleicht sollte ich das als ein gutes Zeichen sehen, als einen Fortschritt, dass die sich überhaupt so kümmern. Dass es wegen der Passagen über die Prostitution in Thailand Ärger geben würde, das wusste ich schon. Das mit dem Islam hat mich dann doch überrascht.

33

Gibt es während Ihrer Lesereise irgendwelche Sicherheitsmaßnahmen?
Nein.

Fürchten Sie sich nicht?
Vielleicht werde ich ja sterben.

So wie Valérie, die Heldin Ihres neuen Romans. Sie wird in Thailand von islamischen Fundamentalisten ermordet.

Die Terroristen haben aus ihrer Sicht ganz recht, Touristen anzugreifen, denn sie verkörpern alles, was jene verachtenswert finden: Lockerung der Sitten, Luxus für alle, kultureller Austausch, Emanzipation von Frauen.

Hat Sie der Terroranschlag vom 11. September überrascht?

Nein, nicht wirklich. Wir haben ja in Frankreich seit den Achtzigerjahren bittere Erfahrungen mit Terroranschlägen. Insofern war niemand wirklich überrascht. Man wusste ja, dass diese Leute dazu fähig sind. Mich hat dann nur beeindruckt, welche Dimension der Anschlag hatte, welche ästhetische Wucht. Das sehe ich ein bisschen wie Stockhausen.

Was sagen Sie zum Krieg in Afghanistan?

Ich bin mit den Amerikanern in Afghanistan sehr zufrieden und das, obwohl ich die Amerikaner weiß Gott nicht mag. Dieser Krieg ist mein Krieg. Ganz anders als der Golfkrieg zum Beispiel, wo es nur um Kuwait ging, das mir egal war. Beim Krieg in Afghanistan habe ich das Gefühl, dass es auch um mich geht. Ich habe mich nach dem 11. September selbst bedroht gefühlt.

Anfang dieser Woche ist der Weltsozialgipfel in Porto Alegre zu Ende gegangen. Verfolgen Sie so etwas?

Ja, aber ich finde das rührend und etwas naiv zu glauben, dass man die Globalisierung, die ja ein wirtschaftliches Phänomen ist, mit politischen Mitteln bekämpfen kann. Mir würde viel mehr einleuchten, wenn der Einzelne als Konsument angesprochen würde, das wäre effektiv. Wenn man, ich sage jetzt irgendwelche Namen, in Erfahrung brächte, dass etwa Danone zur Herstellung seiner Produkte Kinder beschäftige und Nestlé nicht, dann brauchte man nur noch Nestlé zu kaufen. Das würde die Konzerne dort treffen, wo es wirklich wehtut. Das wäre interessant, so etwas müsste man recherchieren.

Der kürzlich verstorbene Pierre Bourdieu hat ja immer ein öffentliches Engagement der Intellektuellen gefordert. Hatten Sie zu ihm einen Bezug?

Ich habe nur ein Buch von ihm gelesen, die »Méditations Pascaliennes«. Ein gutes Buch, nur leider viel zu lang. Das ist das Problem, in der Soziologie sind alle Bücher viel zu lang. Ich finde das ja interessant und wichtig. Aber man kann das alles auch auf drei Seiten schreiben. Deswegen muss ich sagen: Nein, Bourdieus Tod ist kein großer Verlust.

Gibt es andere Intellektuelle, denen Sie gerne begegnet wären?

Ich würde gerne Nein sagen, aber dann hätte ich ja die ganzen Intellektuellen gegen mich. Ich würde gerne mehr Philoso-

phen treffen, wie Alain Finkielkraut zum Beispiel, aber leider habe ich keine Zeit. Außerdem habe ich Komplexe. Ich traue mich nicht, Philosophen anzusprechen, da ich so wenig gelesen habe. Nichts von Heidegger, nichts von Husserl.

Verfolgen Sie die Tagespolitik, den französischen Präsidentschaftswahlkampf zum Beispiel?

Ja, ich verfolge das mit einer gewissen Spannung. Man war ja doch überrascht, was dieser Jospin in seiner Amtszeit so hingekriegt hat.

Im nächsten Monat kommen Sie für vier Wochen nach Berlin. Was interessiert Sie an Deutschland?

Für Deutschland interessiere ich mich ganz besonders, seit ich hier so großen Erfolg habe. Während meiner Zeit in Berlin möchte ich zusammen mit meiner Frau vor allem reisen. Ich hoffe, ich bekomme dort auch einen Presseattaché für meinen Corgi, der ihn um den Wannsee herumführt, wenn ich nachts ausgehe.

35

Ach, Sie haben auch einen Corgi? Queen Elizabeth II. hat ja mal einen Diener entlassen, der ihren Corgis regelmäßig Whisky in den Napf füllte.

Auch mein Corgi hat schon mal versehentlich Whisky abbekommen. Ich trinke ja sehr viel. Er musste sich übergeben. Whisky ist eben nichts für Corgis. Die Queen hat da ganz richtig gehandelt, diesen Mann zu entlassen. Tierquäler.

*Interview: Nils Minkmar und
Volker Weidemann, (2002)*

Der Chef

In der Welt des Unternehmers und Schriftstellers Ernst-Wilhelm Händler

»Regensburg ist eine Boomtown.« Ernst-Wilhelm Händler sitzt auf der Rückbank des Taxis und erklärt seine Heimatstadt. »Vor und nach dem Krieg war hier kaum Industrie, kaum Geld. Deshalb wurde auch nichts zerstört. Nicht im Krieg durch Bomben und nicht nach dem Krieg durch Horten. Wir haben hier fast italienische Verhältnisse. Und seitdem BMW hier ist, ist Regensburg Boomtown. Herrliche Stadt, herrliche Lage und nur eine Stunde zum Flughafen in München.« Zu einzelnen historischen Gebäuden könne er jetzt leider nicht allzu Präzises sagen.

»Wenn ich Gäste in der Firma habe, engagiere ich immer einen Führer.«

Ernst-Wilhelm Händler ist mittelständischer Unternehmer. Ihm gehört eine Fabrik der elektroverarbeitenden Industrie wenige Kilometer außerhalb von Regensburg. Er beschäftigt zweihundert Angestellte. Und Ernst-Wilhelm Händler ist Schriftsteller. Seit 1995 erschienen in regelmäßigen Abständen zunächst ein Erzählungsband und dann in relativ rascher Folge drei Romane, hoch ambitionierte, kunstvolle Geschichtskonstruktionen, die ihm begeisterte Besprechungen in den Feuilletons und pro Band zwischen zwei- und fünftausend Leser einbrachten.

Über Machtkämpfe in einem philosophischen Institut (»Kongreß«) hat Händler sich schon bald an sein eigentliches Thema herangeschrieben: die Wirtschaft. Und was er mit dem Roman »Fall« 1997 begann, hat mit dem großen Wirtschaftsroman »Wenn wir sterben« seinen bisherigen Höhepunkt gefunden.



Die Geschichte von vier fünfundvierzigjährigen Frauen, denen in den Übernahmekämpfen der freien Wirtschaft zunächst ihre Persönlichkeit, ihre persönlichen Beziehungen, ihr freies, nicht rein zielgerichtetes Denken und schließlich auch noch die Macht abhanden kommen und die zu ökonomisch gesteuerten, kalten, deformierten Monstern werden. Einsam, zu keiner persönlichen Bindung mehr fähig, das Ende erwartend, zerstört.

Ernst-Wilhelm Händler hat uns inzwischen in ein prachtvolles, altes Restaurant in der Regensburger Altstadt geführt. Ein kleiner Saal, Flügeltüren aus Wurzelholz, Steinsäulen am Rande, ein großer, gelber Blumenstrauß in der Mitte, nur drei Tische im Saal. Händler wird als regelmäßiger Gast mit zurückhaltender Herzlichkeit begrüßt. An dem einzigen noch besetzten Tisch hat er gleich einen Bekannten entdeckt, schreitet schnell hinüber, schüttelt Hände, redet kurz, kehrt zurück an den Tisch, führt mit kurzen Worten durch die Karte,

verwirft das von mir gewählte leichte Menü als »nun doch etwas zu leicht«, erklärt, heute keinen Alkohol zu trinken, da morgen Sport auf dem Programm stehe.

Wir bestellen Mineralwasser und ein nicht gar so leichtes Menü, und Händler fragt: »Zerstört? Die Frauen sind zerstört am Ende? Ja, vielleicht. Es ist aber zugleich auch nur die halbe Wahrheit. Jedes System schafft sich die Menschen, die es braucht. Insofern sind sie nicht zerstört, sondern funktional.« Gut, funktional, aber unglücklich.

Die Männer sind von den Frauen abhängige Karikaturen der Schwäche, die Frauen zunächst glanzvolle Barbiepuppen, Abziehbilder der New Economy, zum Scheitern programmiert. Jeder Romanteteilnehmer wird von Händler mit einer eigenen Sprechweise aus Geschichte und Gegenwart der deutschen Literatur ausgestattet. Sie reden wie Rainald Goetz, wie Peter Handke, Brigitte Kronauer oder Robert Musil. Erfolgssprachen, Traumsprachen, Sprachen des Wahns, in Liebe, Hoffnung, Eigensinn. Am Ende des Romans, nach der großen Niederlage auch der letzten Protagonistin, wird die Stimmung vollends düster und endzeitlich. Ein Ende dieser kalten Welt der feindlichen Übernahmen scheinbar erwartend, vielleicht sogar erhoffend.

Ernst-Wilhelm Händler ist ein freundlicher und sanfter, aber bestimmter Widersprecher. »Sie können das natürlich schreiben«, sagt er zum Beispiel gerne, »aber ...« Also: »Aber die Endzeitstimmung ist eigentlich nur eine persönliche Stimmung der Frauen. Keine generelle. Mich interessiert die Seelenlage der Menschen.« Aber die Seelenlage ist ja desaströs, und die verzweifelte Stimmung am Ende scheint einen radikalen Wandel wünschenswert erscheinen zu lassen. Einen radikalen Wandel dieser Welt. »Aber was ist denn die Alternative? Der Kommunismus? Da habe ich ja nicht einmal die Auswahl. Hier kann ich immerhin zwischen drei, vier Alternativen wählen.«

Und Krisen gehen auch vorbei. Die momentane Krise allerdings ist schwer und scheint den Unternehmer Händler, auch

wenn er es nur andeutet, getroffen zu haben. »Wir sind inmitten einer schweren Wirtschaftskrise, die dem Volk wegen des Wahlkampfs monatelang verheimlicht wurde.« Er sagt: »Es ist unverständlich, dass auch noch ein weiterer Pfennig in die Steinkohle gesteckt wird in diesem Land.« Und: »Das Glück von Regensburg ist es, dass es hier keine Altlasten gibt.« Seine Partei sei eigentlich die FDP, und das einzige Mal, dass er an diesem Abend aus der Fassung gerät, ist, als das Gespräch auf Jürgen Möllemann kommt. »Was macht der mit der Partei?«

Aber schnell ist er wieder ganz beherrscht. Schlank, groß, im dunkelgrünen Dreiteiler, kurze schwarze Haare, die Idee eines Grauschimmers an den Schläfen, sehr dunkle Augen. Jede Geste beherrscht, jedes Wort klar, ruhig, vorher genau bedacht.

Händler ist neunundvierzig Jahre alt. Die gefallenen Wirtschaftsheldinnen im Roman sind alle fünfundvierzig. Ein Alter, das im Buch als Zwischenzeit geschildert wird. »Es ist die letzte Zeit, in der sie sich noch umorientieren können, einen anderen Weg einschlagen. Danach ist es vorbei.« Vor gut zwölf Jahren hat Händler die Fabrik von seinem Vater übernommen. Bevor er nicht promoviert war, durfte er das Büro des Vaters nicht einmal betreten. Der hatte Angst, dass der forsche Sohn ihm hineinrede.

Händler arbeitete in der Schlosserei der Fabrik und an anderen Handwerksorten. Studiert hat er analytische Philosophie und Mathematik. Germanistik kam nicht infrage, obwohl er schon immer ein begeisterter Leser war. »Das galt als nichts Ernsthaftes bei uns zu Hause.« Seine Mutter war Chemikerin, der Vater Ingenieur. Als er die Firma Anfang der Neunzigerjahre endlich übernehmen durfte, hat er alles radikal umgestellt. »Mein Vater hat gewartet, bis Bestellungen kamen, und dann je nach Kundenwünschen produziert. Ich habe den Markt analysiert und unsere Produktpalette extrem erweitert.«

Fast zeitgleich mit seinem Aufstieg zum Firmenchef begegnete er in San Francisco Joachim Unseld, der mit seiner ganz

persönlichen Vaternachfolge beim Suhrkamp Verlag soeben gescheitert war. Händler berichtete ihm von seinem literarischen Projekt, das schon damals auf zehn oder elf Romanbände angelegt war. Bis dahin nur in Gedanken oder einigen wenigen Entwürfen. Große Verlage hatten wegen der Großspurigkeit des noch unpublizierten Autors lächelnd abgewunken. »Die meinten, ich könne froh sein, mal ein Buch bei ihnen zu veröffentlichen. Alles Weitere würde sich zeigen.« Händler aber suchte einen Verleger, der die Begeisterung für sein Projekt teilte. Im jungen Unseld fand er ihn. Leider hatte der keinen Verlag mehr. Oder besser: noch keinen.

Doch als Unseld Mitte der Neunzigerjahre die Frankfurter Verlagsanstalt übernahm, stand der gemeinsamen Erfolgsgeschichte nichts mehr im Wege. Händler spricht auch heute noch in den höchsten Tönen von seinem Verleger, der gleichzeitig sein Lektor ist. Für das Lektorat von »Wenn wir sterben« sind die beiden für eine Woche an einen stillen Ort gefahren und haben Satz für Satz besprochen. »Das war wie Urlaub für mich.«

Genau wie die Buchmesse. »Ich fahre dahin wie in die Ferien. So viele Menschen, mit denen man über Bücher sprechen kann.« Wunderbar. Ansonsten folgt das Leben Händlers einem straffen Zeitplan.

Arbeitswelt und Schreibwelt sind streng getrennt. Tagsüber Fabrikdirektor in Regensburg, am Wochenende ist er bei der Familie in München. Abends liest der besessene und begeisterte Leser Händler ungezählte Bücher, von denen er immer wieder begeistert erzählt, und geschrieben wird am Wochenende abends und wenn er unterwegs ist auf Geschäftsreisen in der Welt.

Nein, das sei nicht zu viel. Nein, von keiner der zwei streng getrennten Lebenswelten wolle er sich trennen. Es sei ja überhaupt erst eine Erfindung der neuesten Zeit, die Schriftstellerei als Beruf zum Lebenserwerb zu begreifen. Auch eine Folge der absurd hohen Vorschusssummen, die in den letzten Jahren

jungen Schriftstellern gezahlt wurden und die keiner ökonomischen Vernunft mehr folgten. Einen Markt erwartend, den es nie geben konnte.

Es musste ja zu der aktuellen Krise führen. Musste einerseits die Verlage ruinieren, die, stumpf einem einmaligen Erfolgsrezept folgend, etwa in der Judith-Hermann-Nachfolge eine Flut von Erzählungsbänden junger Frauen produzierten oder nach den Ratgebererfolgen ganze Ratgeberreihen oder Ratgeberverlage aus dem Boden stampften. Und musste auch die jungen Autoren ruinieren, die mit Geldern gelockt wurden, die ihre Bücher niemals einspielen konnten, und die alle dachten, so werde es ewig weitergehen. Doch so geht es nicht ewig weiter. Es hat schon aufgehört, weiterzugehen.

Händler wird das nicht passieren. Händler ist vorbereitet auf die kleinen und die großen Krisen. Klar, er hat seine Fabrik im Hintergrund. Wirkliche ökonomische Sorgen sind nicht zu erwarten. Aber das meint er nicht. Er meint etwas anderes: den Ruhm des Schriftstellers. Die Beachtung, die Achtung, die man erfährt. Das kann enden. Und sehr schnell. Um sich das vor Augen zu führen, fährt Ernst-Wilhelm Händler regelmäßig zur Jahresversammlung des deutschen Pen-Clubs. Nur wegen eines Moments. Des Moments, in dem die im letzten Jahr verstorbenen Mitglieder verlesen werden. Von denen man die meisten Namen gar nicht kennt oder schon lange, lange Zeit vergessen hat. Die einmal große Namen hatten. Von denen man dachte, sie seien schon lange tot, weil niemand mehr von ihnen sprach. »Wie schnell ist man vergessen.«

Vom Bügeln

Tahiti im Herzen, Blusen im Sinn: die Weltreisen der Felicitas Hoppe

42

Vielleicht liegt das Geheimnis hier auf diesem Balkon. »Es ist ein ganz normaler Balkon«, sagt Felicitas Hoppe in ihrer winterhellen Berliner Altbauwohnung. »Den haben alle Häuser im Prenzlauer Berg, die in den Neunzigerjahren renoviert wurden. Daran wird man sie später einmal erkennen.« Es ist ein kleiner Balkon aus Stanzblech, in Leichtbauweise an die Fassade geklebt. Abstand zum nächsten Haus, zum Fenster gegenüber: vielleicht zwei Meter. Nachbarliche Zwangsintimität, tägliche Blicke ins Innerste des fremden Wohnreichs. »Die Menschen, die dort wohnen, kenne ich am wenigsten von allen hier in der Gegend.« Man wendet sich innerlich ab. Als Selbstschutz, als Fremdschutz. Das ist zu nah.

Vielleicht liegt also hier das Geheimnis. Denn ein Geheimnis gibt es. Oder zwei. Drei. Viele Geheimnisse in den Büchern von Felicitas Hoppe. Und vor allem in ihrem neuesten, dem Ritterroman »Paradiese, Übersee«. Es ist ein Fluchroman, ein Reiseroman, ein Familienroman voller Rätsel, voller Wege ins Nichts, Wege ins Glück, ins Unglück, nach Indien und zurück. Aber es ist vor allem ein Ritterroman. »Ich wollte unbedingt einen Ritterroman schreiben«, sagt Felicitas Hoppe, die zuvor den Weltumrundungs- und Erkundungsroman »Pigafetta« und den vielfach preisgekrönten fabulierungsbegeisterten Geschichtenband »Picknick der Friseure« veröffentlicht hatte. Weil Ritter sie begeistern. Weil sie die Literatur des Mittelalters liebt. »Das ist Erholung. Frische Luft. Als wenn ich ein Fenster öffnete.« Klar und schön. Denn in den Mittelalterromanen gebe es keine Psychologie. »Es sind Romane ohne den ganzen Seelenmist, der uns wie Bleischuhe an den Füßen klebt.« Also



ein Ritterroman. Aber ein heutiger. Einer, der in der Gegenwart spielt. »Historische Romane sind ein Verbrechen«, sagt Frau Hoppe, zweiundvierzig, in Bügelbluse und mit knapper Kurzhaarfrisur. Herbeigelogen, möchtegernwahr. Ihrer nicht. Ihrer ist anständig erdichtet. Einfach ausgedacht.

Es ist die Geschichte eines – tja, wie soll man das jetzt sagen, ohne dass es gleich so eindeutig klingt und damit gar nichts mehr mit dem sieben- bis zwölfdeutigen Roman zu tun hat. Also, es ist die Geschichte einer Berbioletten-Jagd. Berbioletten sind die seltensten Tiere der Welt, und ihr Pelz ist somit der begehrteste. Ein Forschungsreisender will diesen Pelz ins Museum bringen. Ein zurückhaltender Reiseführer, den sie den »Kleinen Baedeker« nennen, will ihn für seine bügelfreudige Schwester gewinnen, um ihr daraus eine Schürze zu fertigen. Die schönste Schürze der Welt. Gegen ihr Unglück. Ihr Liebesunglück aus der Vergangenheit, das sie beharrlich fortzubügeln versucht. Vergeblich. Denn sie liebt einen Ritter, der